

Buchbesprechungen

Eckart Henning und Marion Kazemi (Hrsg.): *Dahlem – Domäne der Wissenschaft. Ein Spaziergang zu den Berliner Instituten der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft im „deutschen Oxford“* (=Veröffentlichungen aus dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaft 16/1). Berlin: Max-Planck-Gesellschaft, 2009, 204 Seiten. ISBN: 978-3-927579-16-5, € 15.00

Klaus Hentschel (Hrsg.): *Historischer Campusführer der Universität Stuttgart. Teil I: Stadtmitte*. Stuttgart: GNT-Verlag, 2010, 184 Seiten. ISBN: 978-3-86225-102-5, €10.00

Sie laden ein zu einem historischen Streifzug durch Berlin-Dahlem und die Stuttgarter Stadtmitte, zu einer peripatetischen Wissenschaftsgeschichte: Die universitätsgeschichtlichen Veröffentlichungen über „Dahlem – Domäne der Wissenschaft“ und der „Historische Campusführer der Universität Stuttgart“, die beide auch den Charakter von Stadtführern haben. Das erstgenannte Werk gewährt einen Einblick in 19 ehemalige und aktuelle Einrichtungen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft bzw. der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin-Dahlem, der Stuttgarter Campusführer stellt insgesamt 23 Objekte aus vornehmlich technik- und architekturhistorischer Sicht vor.

Beide Publikationen haben sich zum Ziel gesetzt, den interessierten Besucher bei einem Spaziergang durch die Stätten der wissenschaftlichen Welt in Berlin-Dahlem und Stuttgart Stadtmitte zu begleiten und ihn über die Geschichte und aktuelle Funktion der markantesten Gebäude aufzuklären. Reich an Fotos und Kartenmaterial soll eine einfache Orientierung bei einem Rundgang und ein Gesamtüberblick über die Areale ermöglicht werden. All dies wird durch ein handliches Format unterstützt.

Die Areale in Stuttgart-Mitte und Berlin-Dahlem entstanden mit sehr unterschiedlichen Zielsetzungen. Die Entstehungsgeschichte beider Orte ist im jeweiligen Werk jedoch kurz gehalten. Während Berlin-Dahlem, ein Stadtteil, der auf der grünen Wiese einer ehemaligen Domäne entstand und sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits zu einem Villenviertel mit Parkanlagen entwickelt hatte, durch eine Reihe von Institutsgründungen als „Deutsches Oxford“ konzipiert war, entstand der Campus der Universität Stuttgart eher nach pragmatischen Aspekten und bestand vornehmlich aus universitären Zweckbauten.

Der Stuttgarter Campusführer setzt den Schwerpunkt auf die Zeit von 1945 bis heute. Die Gründungsgeschichte und der Ausbau der Universität vor 1945 wird daher leider nur recht kurz beschrieben. Die untersuchten Gebäude sind als Objekte A bis Z auf einer übersichtlichen Karte auf der Rückseite des Buches farbig eingezeichnet, was eine gute Orientierung im Stadtgebiet und ein schnelles Auffinden der Gebäudebeschreibungen im Buch ermöglicht. Der Campusführer umfasst nicht nur direkt der Universität zugehörige Gebäude wie die Kollegiengebäude, Universitätsbibliothek und ein Studentenwohnheim. Ehemalige Forschungsinstitute der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft, ein Stadtgarten, Skulpturen auf dem gesamten Gelände sowie ein benachbarter Friedhof werden ebenfalls erfasst.

Die von jeweils einem Studenten eigenständig recherchierten Beiträge zu den Gebäuden bzw. Orten umfassen etwa fünf bis zehn Seiten. Der Fokus liegt hier auf der Baugeschichte, also auf Konzeption, Planung und Realisierung. Probleme in der Bauphase werden häufig detailliert beschrieben. Es werden Bauherr, Geldgeber und Architekt(en) genannt. Bekannte, am Bau beteiligte Persönlichkeiten werden in einem kleinen Kasten mit einem kurzen Lebenslauf vorgestellt. Die Nutzungsgeschichte der Gebäude ist in den Beiträgen je nach Bedeutung unterschiedlich gewichtet. Die Beiträge sind zahlreich bebildert, sei es mit Grundrissen, neu aufgenommenen oder historischen Fotografien von den Gebäuden und ihrer Inneneinrichtung. Ein umfassendes Literatur- und Quellenverzeichnis nach jedem Beitrag zeugt von einer gründlichen Recherche der verantwortlichen Studenten. Die Qualität der Beiträge schwankt nur sehr leicht, hin und wieder findet man formale Fehler und die Zitierweise wird nicht einheitlich durchgehalten.

Der Campusführer begnügt sich jedoch nicht nur mit einem Medium. Zugehörig zu den Beschreibungen erstellte jeder Student ein Schild mit den wichtigsten Informationen und einem oder mehreren Bildern, die an den entsprechenden Gebäuden in Stuttgart angebracht wurden. Damit wird der Historische Campusführer seinem Anspruch, ein Führer an die historischen Stätten in Stuttgart zu sein, in besonders gelungenem Maße

gerecht. Sämtliche Beschreibungen und die dazugehörigen Schilder befinden sich zudem auf der Homepage des Campusführers im Internet.

Die Berliner Veröffentlichung über Dahlem ist ähnlich aufgebaut wie der Stuttgarter Campusführer. Die Einführung und Frühgeschichte des „Deutschen Oxford“ oder auch „Hochburg der deutschen Wissenschaft“ genannten Ortes von 1803 bis 1957 wird kurz beleuchtet und eine Chronologie der Dahlemer Institutsgründungen bis 1994 aufgeführt. In erster Linie wird die Wissenschaftsgeschichte der Institute der Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft dargestellt, darüber hinaus aber auch spezielle Gebäude wie das Harnack-Haus, Villen, Denkmäler und eine Wohnanlage. Es gibt ebenfalls einen Übersichtsplan am Ende des Buches, der zwar nicht farbig und qualitativ nicht so gut wie der des Stuttgarter Campusführers ist, dennoch eine gute Orientierung ermöglicht.

Die Beiträge haben eine Länge von etwa fünf bis 15 Seiten Text mit Abbildungen. Zu Beginn jeder Objektbeschreibung steht ein Ausschnitt des Lageplans des Gebäudes. Allgemein sind die Beiträge hier einheitlicher und zusammenhängender gestaltet. Der Spaziergang wird mit zwei Stunden veranschlagt und der Spaziergänger bekommt den Eindruck, mehr an die Hand genommen und von Punkt zu Punkt geführt zu werden. Im Gegensatz zum Campusführer setzt Dahlem den Schwerpunkt nicht auf die Baugeschichte der Gebäude, sondern stark auf die Entstehungs- und Schaffungsgeschichte der jeweiligen Institute und der Forschungsgeschichte, teilweise auch auf die Lebensgeschichte darin tätiger Persönlichkeiten. Architekturinteressierte finden nur sehr wenig Informationen über die Bauten oder deren Erschaffer. Die Entstehungsgeschichte der Bauten beschränkt sich auf die Auflistung der Geldgeber und der Höhe der Beträge. Dahlem richtet sich also klar an den wissenschaftsgeschichtlich interessierten Betrachter. Einige Beiträge fokussieren die NS Zeit und sind kritisch gehalten, wie beispielsweise in dem Abschnitt über das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik.

Während der Band „Dahlem- Domäne der Wissenschaft“ als Band 16 /I (deutsch), als Band 16/II (englisch), im Rahmen einer hauseigenen Veröffentlichungsreihe der Max-Planck-Gesellschaft 2009 in der 4. Auflage unter den Herausgebern Eckart Henning und Marion Kazemi erschien, entstand der Stuttgarter Campusführer als Ergebnis mehrerer Projektseminare der Abteilung für Geschichte der Naturwissenschaft und Technik (GNT, Prof. Dr. Klaus Hentschel), des Instituts für Architekturgeschichte (Prof. Dr. Elisabeth Szymczyk-Eggert) und des Instituts für Ingenieurgeodäsie (Dr. Martin Metzner) sowie 22 Studenten der verschiedenen Fachrichtungen.

Innerhalb der Wissenschaftsgeschichte erfuhr die Universitätsgeschichte erst in den letzten Jahren verstärkt Aufmerksamkeit und historische Zuwendung. Häufig beschränkte sich der Fokus einer historischen Rezeption auf Universitätsjubiläen oder auf andere einmalige Ereignisse. Die beiden Veröffentlichungen zu Berlin Dahlem und dem Campus Stuttgart dokumentieren eine Universitätsgeschichte um der Geschichtsschreibung Willen, sie benötigten keinen äußeren Impuls und müssen somit ihre jeweiligen Universitäten nicht öffentlichkeitswirksam präsentieren. Dies kommt einer historiographisch ausgewogenen und sachlichen Darstellung entgegen. Die systematische und vergleichende Zusammenfassung wissenschaftlicher zeit- und universitätsgeschichtlicher Entwicklungen ist die Stärke der beiden Publikationen und macht ihren besonderen Charme als Stadtführer aus. Es ist eine gelungene Einladung zum Bummel durch die Wissenschaftsgeschichte der Städte Berlin und Stuttgart.

Andreas Hempfer, (Berlin)

Klaus-Dieter Herbst: *Die Korrespondenz des Astronomen und Kalendermachers Gottfried Kirch (1639-1710)*, Jena: IKS Garamond, 2006, 3 Bde, 871 S., 3-934601-95-2, € 250,-<<<<<

Gottfried Kirch, der im ausgehenden 17. Jahrhundert führende deutsche Astronom, war der Sohn eines aus Joachimsthal stammenden Schneiders, der ab 1663 zunächst als Schulmeister in der Provinz wirkte und ab 1673 seinen Lebensunterhalt von den Einnahmen aus den von ihm herausgegebenen Kalendern bestritt. Nach einer Ausbildung in astronomischen Techniken bei Johannes Hevelius in Danzig (1674) sowie einem Studium

an der Universität Leipzig (1676) brachte Kirch es schließlich bis zum Amt des königlichen Astronomen in Berlin.¹ Die hier vorgelegte vollständige und mustergültig redigierte Edition seiner Korrespondenz verzeichnet alle 895 von Herbst nachgewiesene Schreiben, darunter 374 von Kirch in laufender Numerierung. Neben einer mustergültigen textkritischen Wiedergabe aller 607 erhaltenen Briefe enthält Band 3 den kritischen Apparat, knapp gehaltene Anmerkungen des Herausgebers sowie vollständige Übersetzungen aller lateinischen, niederländischen und französischen Schreiben, die Herbst aus 14 Archiven und Bibliotheken in 6 Ländern zusammengetragen hat (vgl. ausführliche Übersichten nach Fundort, Briefpartner und Datierung auf S. xxxiii-lxxii). Die drei hardcover-Bände sind auf gutem Papier gedruckt; alle Zeichnungen u.a. Bildquellen der Originale werden faksimiliert wiedergegeben. In Band 1 findet sich neben den Briefen von 1665–89 auch der editorische Vorbericht und eine ausführliche Erörterung des Forschungspotentials der Briefe, das voll auszuloten freilich Anschlußprojekten vorbehalten bleiben wird.

Herbst sieht auf drei Ebenen Ansatzpunkte einer interdisziplinären Forschung mit diesem Material: (i) literaturwissenschaftlich bezüglich der Textgattung Brief, (ii) brieftheoretisch (die frühneuzeitliche Funktion von Korrespondenz betreffend) sowie (iii) historisch als Quelle für wissenschafts- und literaturgeschichtliche sowie kultur- und religionshistorische Fragestellungen. Was (i) betrifft, widerspricht der Umstand, daß von den 607 überlieferten Briefen lediglich 74 (12%) in Latein verfaßt sind, der gängigen Meinung, daß der Briefwechsel von Gelehrten des 17. Jahrhunderts noch überwiegend in späthumanistischer Tradition verlaufe. In einem Brief an den Kopenhagener Astronom und Naturforscher Olaus Rømer vom 25. Okt. 1705 plädiert Kirch sogar ausdrücklich für den Gebrauch der deutschen Sprache (Brief Nr. 800, S. 457). Neben den Standardfunktionen des Gelehrtenbriefes (hier etwa der Mitteilung neuer astronomischer Beobachtungen und Berechnungen) belegt Herbst unter (ii) auch eher ungewöhnliche wie die Form des gedruckten Sendschreibens in Nr. 470, in welchem der Pietist Kirch sich öffentlich für seine Glaubensbrüder einsetzt.

Durch die starke Vernetzung Kirchs mit insgesamt 138 Briefpartnern bis nach Frankreich und England, Polen und Rußland entsteht ferner „eine Art informeller Akademie“ (S. xxii), wie dies auch an anderen frühneuzeitlichen Beispielen (etwa Mersenne oder Scheuchzer) herausgearbeitet wurde. Von seinem ältesten Sohn Gottlieb erhält Kirch sogar kuriose Nachrichten über die Astronomie in China (Briefe Nr. 431f.). Auf (iii) der historischen Ebene schließlich liegt der Hauptertrag der Korrespondenz in vielen neuen Details über Kometen-Beobachtungen, Ephemeriden-Berechnungen und kontextuellen Informationen zur damaligen Herstellung von Kalendern als einer typisch frühneuzeitlichen Textgattung. Daneben erfahren wir auch neues über die Herstellung, Beschaffung und zeitgenössische Bewertung diverser astronomischer Instrumente oder Komponenten davon, etwa Glaslinsen für Refraktoren, wie Tschirnhaus sie bei Kirch bestellt (für einen Thaler pro Stück) oder das von Kirch 1679 erfundene Schraubenmikrometer. Allein der Eintrag ‚Preise‘ im ausführlichen Sachregister der Korrespondenz umfaßt eine ganze Seite und ist nur ein kleines Beispiel für die vielfältigen sozial- und kulturhistorischen Aufschlüsse, die diese Korrespondenz, welche sich von 1665 bis 1709 erstreckt, zu bieten hat. Daß die Korrespondenten Kirchs den verschiedensten Schichten entstammen, vom Bauernstand über das Bürgertum bis zum Adel und seinen Bediensteten, erhöht die Nutzbarkeit dieser Korrespondenz für derartige Fragestellungen erheblich.

Insgesamt ergibt sich ein Bild von Gottfried Kirch als einer Figur des Übergangs zur deutschen Frühaufklärung: einerseits noch in astrologischen Denkfiguren verhaftet, andererseits klagen Kirch sowie einige seiner Korrespondenten bereits heftig über die „falschen Astrologos, Land- und Leutbetrüger“ (S. 55 sowie 14, 66, ähnlich Kepler übrigens).

Ein großes Kompliment an den Autor für diese ausgezeichnete Edition, die das überzeugende Endprodukt eines dreieinhalbjährigen Forschungsstipendiums der DFG darstellt. Die in jeder Hinsicht soliden drei Bände dürfen in keiner auf Wissenschaftsgeschichte, Barockliteratur oder frühneuzeitliche Kulturgeschichte spezialisierten Bibliothek fehlen.

Klaus Hentschel, Stuttgart

¹ Für eine online-Version der Kurzbiographie Kirchs, Informationen zum Herausgeber und weiterführende links siehe www.gottfried-kirch-edition.de.

Irmgard Müller und *Werner Dressendörfer* (Hg.): *Gart der Gesundheit. Botanik im Buchdruck von den Anfängen bis 1800*. Halle (Saale): Verlag der Franckeschen Stiftungen, und Wiesbaden: Harrassowitz Verlag in Kommission, 2011 (Museum Otto Schäfer: Ausstellungskatalog, N. F. 5; Kataloge der Franckeschen Stiftungen, 26; Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt, 24). ISBN 978-3-447-06464-4, 208 S., 7 Textbeiträge verschiedener Autoren (S. 9–74) mit Anmerkungen und Literaturverzeichnis, 70 Katalognummern mit Textbeschreibungen mehrerer Autoren; jeweils mehrere, z. T. farbige Abb.; Literaturverzeichnis; Personenregister; Bildnachweise; € 19,00/sfr. 33,60

Der Katalog zu zwei Ausstellungen, im Museum Otto Schäfer in Schweinfurt und in den Franckeschen Stiftungen zu Halle (Saale), stellt Werke zur Pflanzenkunde von der Zeit der Inkunabeln bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts vor, die in den Bibliotheken des Stadtarchivs und des Museums Otto Schäfer in Schweinfurt, der Franckeschen Stiftungen und der Nationalen Akademie der Wissenschaften in Halle (Saale) sowie in der Staatsbibliothek Bamberg aufbewahrt werden. Da in den Beständen dieser Büchersammlungen solch seltene und kostbare Werke dieser Fachrichtung in einer derart reichen Vielfalt nicht vermutet werden können, ist es begründet, diese für die Entwicklung der Botanik und ihrer Anwendungsgebiete, vorzugsweise der Pharmazie und Heilkunde sowie der Buch- und Buchillustrationsgeschichte grundlegenden Druckwerke der gebildeten Öffentlichkeit an ihren Hauptaufbewahrungsorten zu präsentieren.

Sieben Artikel führen in das Thema und in bestimmte Gruppen von ausgestellten Gegenständen ein. Als Grundlage der frühneuzeitlichen, durch den Humanismus geprägten Pflanzenkunde gibt C. Schulze einen Überblick über die Entwicklung der antiken Botanik von den Anfängen bis zur Rezeption in Spätantike, Mittelalter und Renaissance, wobei er die wichtigsten Vertreter und die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung ihrer Werke vorstellt. Nach Schulzes Charakterisierung des Inhalts der Texte schildert W. Dressendörfer die aus der bildlichen Wiedergabe von Pflanzen ablesbaren Veränderungen, die in den botanischen Drucken seit den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts auftreten. Sie waren nicht nur durch die Technik des Holzschnitts sondern auch durch einen Wandel der Naturauffassung bedingt. Auf die eigentümliche, seit dem 13. Jahrhundert belegbare Erfindung zur naturnahen Darstellung von Pflanzen, auf den Naturselbstdruck und seine Geschichte macht M. Hofmann aufmerksam; denn von dem äußerst seltenen, in Halle (Saale) entstandenen Werk von Johann Hieronymus Kniphof *Botanica in Originali; seu Herbarium vivum* [...], 12 Centurien, 1757–1763, sind in beiden Bibliotheken in Halle noch drei, mehr oder weniger vollständige Exemplare erhalten. Den Umfang und die wesentlichen Teilbestände botanischer Bücher mit ihrer Geschichte in den vier Bibliotheken, die sie zur Verfügung stellen, schildern die diese betreuenden Wissenschaftler: U. Müller für die „Bausch-Bibliothek“, J. Thamm für die „Exponate aus der Bibliothek der Leopoldina“, B. Klosterberg für die Bibliothek der Franckeschen Stiftungen und G. Drescher für die Bibliothek Otto Schäfer.

Im Katalogteil (S. 77–198) werden die einzelnen Exponate unter Hinweis auf weiterführende Literatur durch die Herausgeber bibliographisch und biographisch ausführlich beschrieben, durch jeweils ein bis zwei farbige, z. T. ganzseitige Abbildungen dokumentiert und in ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung gewürdigt. Die 70 ausgestellten Bücher werden ihrer hauptsächlichen Zielsetzung entsprechend in vier Gruppen geordnet, die jeweils in einer kurzen Einleitung von Irmgard Müller charakterisiert werden. In seltenen, größtenteils illustrierten Frühdrucken wird die Auseinandersetzung der humanistischen Arzt-Botaniker mit der antiken (Dioskurides und Plinius), der mittelalterlich muslimischen (Avicenna / Ibn Sīnā, Mesue / Ibn Masāwaih) und lateineuropäischen (Petrus de Crescentiis, Konrad von Megenberg u. a.) Tradition vorgestellt, die in den Texten der Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts nachwirkte, während sich weiterführende Naturstudien besonders in neuartigen, eigenen Pflanzenabbildungen niederschlugen. Den in Westeuropa entstandenen, zuvor unbeachtete Gewächse der dort heimischen Flora aufnehmenden Pflanzenkunden werden frühe Werke, die überseeischen Gewächsen und ihren Produkten gewidmet waren, gegenübergestellt: Garcia da Orta und Christóval Acosta über „Ostindien“, Prospero Alpino über Ägypten, F. Hernández über Mexiko. Die zweite Abteilung behandelt Werke, die durch ihre unterschiedlichen Verfahren zur Ordnung der zunehmenden Fülle an Kenntnissen über Gewächse und ihre Eigenschaften das Ringen um Klassifikationen vor Augen führen, von den *Tacuinis sanitatis* des Ibn Butlān (Ausgabe von 1531) bis zu John Ray am Ende des 17. Jahrhunderts und den die vorangegangenen Bemühungen abschließenden Werken von Carl von Linné. Ergänzend zu den sich auf

die unmittelbar wahrnehmbare morphologische Beschaffenheit stützenden Ordnungssystemen wird mittels der in den *Miscellanea* (1678 und 1680 in Latein) der Leopoldina veröffentlichten Abhandlungen von Nehemiah Grew auf die Einbeziehung mikroskopischer Studien an pflanzlichen Feinstrukturen hingewiesen. Dass die neue binäre Nomenklatur Linnés sofort aufgenommen wurde, bezeugt die in Halle entstandene Sammlung von Naturselbstdrucken von J. H. Kniphof, die in ihrer 2. Auflage aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ausgestellt wurde. Im folgenden Kapitel werden Werke vorgelegt, welche die Bedeutung von einheimischen und zuvor unbekanntem, großenteils überseeischen Gewächsen als Heilmittel vor Augen führen. Hierin finden ebenfalls die für die pharmazeutische Praxis des späten 16. bis 17. Jahrhunderts grundlegenden Drucke ihren Platz: die *Pharmacopoeia Augustana*, 6. Aufl. 1613, und die von dem Büchersammler und Arzt Leonhard Bausch verfasste *Apotheken Tax der Stadt Schweinfurt* (1608). Schließlich weisen fünf Werke darauf hin, welche unterschiedlichen Naturauffassungen wie die einen durch „Sympathie“ vermittelten Zusammenhang zwischen allen Naturgegenständen annehmende „Signaturenlehre“ und die Physikotheologie in der Frühen Neuzeit den Bemühungen, wirksame Arzneimittel gegen die gleichermaßen oft rätselhaften Krankheiten zu finden, zugrunde lagen. Entsprechende, seit dem 16. Jahrhundert in der sich oft pflanzlicher Symbole bedienenden Emblematik verbreitete Naturdeutungen werden an einzelnen Beispielen verdeutlicht.

Der sorgfältig bearbeitete, prächtig ausgestattete Katalog wird Wissenschaftshistoriker mit wenig beachteten Quellen in Sammlungen kleinerer Städte bekannt machen. Auch die bibliographischen Beschreibungen mit Angaben der Spezialliteratur und die vorzüglichen Illustrationen können ihre eigenen Arbeiten unterstützen. Einen weiten Leserkreis kann die Publikation in die für die moderne Botanik grundlegende Entwicklungsperiode der Frühen Neuzeit einführen. Sie zeigt die unterschiedlichen Zugangsrichtungen zur Aneignung der mannigfachen Erscheinungsformen der Vegetabilien in den letzten Jahrhunderten auf: die zunehmenden empirischen Einsichten in die Mannigfaltigkeit und die wahrnehmbaren Eigenschaften höherer Pflanzen einerseits und andererseits in verschiedene kulturgeschichtliche Verflechtungen der Pflanzenkunde, die teilweise bis zur Gegenwart nachwirken.

Brigitte Hoppe, München

Claudia Reiche: Digitale Körper, geschlechtlicher Raum. Das medizinisch Imaginäre des »Visible Human Project«. Bielefeld: transcript Verlag 2011, 394 S., 79 Abb., paperback, ISBN: 978-3-8376-1713-9, € 29,80

Das in der Reihe „MedienAnalysen“ des transcript Verlags in Bielefeld erschienene Buch: „Digitale Körper, geschlechtlicher Raum. Das medizinisch Imaginäre des »Visible Human Project«“ weist zunächst einen sehr ansprechenden Titel auf, doch geht es hier nur in einem der Kapitel (dem Hauptkapitel 4) um das real existierende »Visible Human Project« der amerikanischen National Library of Medicine in Bethesda, Maryland. Die zentrale Frage des „geschlechtlichen Raums“ im Zusammenhang mit dem »Visible Human Project« wird tatsächlich nur stellenweise in diesem Band berücksichtigt, der aus einer dem Bereich „Kunst und Medienwissenschaft“ an der Kunsthochschule für Medien Köln 2009 vorgelegten Dissertation entstanden ist, die von Professorin Marie-Luise Angerer betreut wurde. Seither ist Claudia Reiche mit Lehraufträgen als Medienwissenschaftlerin an den Universitäten Oldenburg und Berlin (TU) tätig gewesen und hat als Künstlerin das „Frauen.Kultur. Labor.thealit“ in Bremen betreut. In vielerlei Hinsicht lässt dieses Buch leider den Anspruch an eine kohärente wissenschaftliche Arbeit vermissen: Die Überschriften (wie ebenso viele Textpassagen) enthalten Dutzende Neologismen: „Wieder Holen des traumatischen Kerns: a-historisch“ (S. 21), „Stanford Visible Human, female“ (S. 119), „Allsehendes Ich-Spermium“ (S. 284) etc., und die deutschen Rechtschreibregelungen des Duden (sowohl für die alte als auch die neue Rechtschreibung) wurden nahezu komplett außer Acht gelassen. Die Leser- und Leserinnenschaft wird sich zudem darauf einstellen müssen, dass hier auf Übersetzungen weitestgehend verzichtet worden ist, was letztlich zu unzähligen Fremdwortkollagen geführt hat: „Der Zwischentitel ‚This is the way Mr. Evil Minded saw the photographs‘ geht noch einen Schritt weiter. Denn ein als schwülstiges

tableau vivant, Lebendes Bild, angelegtes Photo von einer liegenden Schönheit aus *Arts* wird daraufhin per Filmschnitt durch eine stehende nackte Frau vor schwarzem Hintergrund ersetzt“ (S. 203).

Wenn es also nicht das real existierende »*Visible Human Project*« selbst ist, in dem es dem Titel nach eigentlich gehen sollte, stellt sich natürlich die Hauptfrage, welchem „medizinisch Imaginären“ das Buch in den anderen zehn Kapiteln auf der Spur ist? Im Einleitungsteil „1. Rückwärts (als Einleitung)“ (S. 11) wird hierzu Folgendes angeboten: „Wie können Inkonsistenzen und wahnhafte Züge des Visible Human Materials – als Schnitte in das ‚Ich‘ und den ‚Körper‘, wie sie schon der *Welt der Wunder* Beitrag ausführte – in fiktiver Zeitlosigkeit an den Moment der Erkenntnis wieder angenäht werden? [...] Versuch dieser Arbeit ist es also, im Moment einer Gefahr, sich der aufblitzenden Erinnerung an das Visible Human Project zu bemächtigen, wie es in dieser Erinnerung als traumatischer Kern aufgeblitzt ist. Dieser ist ebenso sehr selbst als ein Schnitt zu denken, wie der zerschnittene ‚Körper‘ des Visible Human als traumatischer Kern“ (S. 23f.). Tatsächlich wird auf den 360 Textseiten das »*Visible Human Project*« lediglich im Hauptkapitel (auf 118 Seiten) etwas systematischer beschrieben, während sich alle anderen Kapitel mit Versatzstücken aus rezenten historischen Visualisierungsformen (aus Anatomie, medizinischer Fotografie, wissenschaftlichen Film- und Blogsequenzen etc.) sowie den Repräsentationsformen in Medien (z.B. Heftcover, Ausstellungsfotografien, Computeranimationen etc.) beschäftigen, die jedoch nur sehr vermittelt mit dem »*Visible Human Project*« zu tun haben.

Methodisch versucht Claudia Reiche, eine an den französischen Psychoanalytiker Jacques Lacan (1901-1981) angelehnte Theoriediemenion in die einzelnen Kapitel einzuziehen, mit Bemerkungen wie: „Der Auffangcontainer für die körperlichen Reste des Zerschnittenen bewahrt nicht nur den medialen Körper des Schnitts als schneidende Erkenntnisstruktur, sondern produziert bildlich nochmals ein eigenes ‚untotes‘ Leben. [...] Dessen Bilder [des zerschnittenen Körpers] aus Träumen und Halluzinationen stellt Jacques Lacan als eine universelle Erscheinung dar, wie sie sich der analytischen Erfahrung zeige, die ‚mit Notwendigkeit eine totale Unterwanderung des Subjekts einschließt‘“ (S. 28). Doch tragen die sprachlichen Anleihen bei Lacan letztlich kaum zu einer weiteren Klärung des Themas des »*Visible Human Project*« bei, da das Buch weitestgehend eine kohärente Struktur oder zentrales Argument vermissen lässt.

Gegen Ende des Buches (S. 299) wird plötzlich die amerikanische Philosophin Judith Butler herangezogen, um die Frage nach dem „geschlechtlichen Raum“ im „medizinisch Imaginären“ weiter zu verfolgen, wobei Butler von der Autorin stark kritisiert wird: „Welchen Anteil haben visuelle Medien, insbesondere in der Anatomie, an der Konstruktion von Geschlechterdifferenz? – diese Frage beantwortet Judith Butler in der zitierten Passage aus ‚Der lesbische Phallus und das morphologisch Imaginäre [1993]‘ nicht“ (ibid.). Leider wird hier aus dem umfassenden Werk Butlers eine einzelne Passage entlehnt, um Noninklusivität ihrer Theorie zu unterstellen, während Reiche ihrerseits den Argumentationstopos selbst im Buchtitel integriert. In Bezug auf das moderne »*Medical Imaging*« lässt dieses Buch auf eklatante Weise die Theoriediskussionen der Wissenschaftsgeschichtsschreibung außer Acht, und für ein Thema wie das „medizinisch Imaginäre des »*Visible Human Project*«“ sind die rezenten Beiträge der professionellen Medizinhistoriographie weitestgehend ignoriert worden.

Frank W. Stahnisch, Berkeley & Calgary

M. Scheutz – A. Sommerlechner – H. Weigl – A.S. Weiß (Hrsg.): Quellen zur europäischen Spitalgeschichte in Mittelalter und Früher Neuzeit/Sources for the History of Hospitals in Medieval and Early Modern Europe [Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 5] Wien – München 2010, 688 S., ISBN: 978-3-205-78489-0 [Böhlau Verlag, A] / ISBN: 978-3-486-59228-3 [Oldenbourg Verlag, D], € 89, 80

Als »Fortsetzung, Ergänzung und Grundlegung« (S. 11) zu dem 2008 erschienenen Band *Europäisches Spitalwesen. Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und Früher Neuzeit/Hospitals and Institutional Care in Medieval and Early Modern Europe [Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsbände 51]* präsentieren dieselben Herausgeber hier eine Quellensammlung zur europäischen Spitalgeschichte in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hinsichtlich der untersuchten Länder und Regionen orientiert sich diese Quellensammlung an dem Vorgängerband, jedoch mit geringfügigen Unterschieden: so fehlen hier

die Kernregionen Frankreichs und des neuzeitlichen Italien, neu hinzugekommen sind dagegen Polen, Livland sowie der deutsch-französische Grenzraum.

Eine ausführliche Einleitung (zweisprachig, S. 11–28 deutsch, S. 29–46 englisch) informiert über die Zielsetzung des Bandes als »Quellenreader zur europäischen Spitalgeschichte« (S. 13). Die Einleitung führt sehr deutlich die immense Vielfalt des Quellenmaterials sowie die enge Beziehung zwischen Spitalgeschichte und schriftlicher Überlieferung vor Augen und bemüht sich erfolgreich um eine schlüssige und nachvollziehbare Einteilung derselben in unterschiedliche Kategorien, unter Berücksichtigung regional differenzierter Gewichtungen, quellenspezifischer Fragestellungen und sich daraus ergebenden Analyseverfahren. Besonderes Augenmerk richtet sich dabei auf thematische Schwerpunktsetzungen vor dem Hintergrund individueller Schicksale und dem jeweiligen historischen Umfeld, worin die einzelnen Quellen angesiedelt sind. Die Bandbreite der Spitalquellen erstreckt sich über hagiographische Schriften (Mirakelbücher, Viten), historiographische Quellen (Annalen, Chroniken), Urkunden unterschiedlichster Zugehörigkeit (Testamente, Gründungen, Schenkungen, Prozeßakten und Gerichtsdokumente) bis hin zu spitalspezifischen Verwaltungsunterlagen, z.B. Statuten und Regelwerke, Personalakten, Rechnungsbücher, Bußkataloge, Wirtschaftsakten, Verträge und vieles mehr.

Äußerst benutzerfreundlich und gewinnbringend ist das übersichtlich gestaltete chronologische Quellenverzeichnis (S. 47–63), das neben der Datierung jeweils eine kurze Inhaltsangabe jeder einzelnen Quelle bietet. Die mit großer Fachkenntnis und Sorgfalt verfaßten Beiträge der einzelnen Autoren beginnen stets mit einem knappen einleitenden Text, der die behandelten Quellen in den entsprechenden historischen Kontext einordnet, diesem folgt die kritische Edition des Quellenmaterials mit Kommentar; gelegentlich von einzelnen Autoren beigegebene Kurzglossare oder Erläuterungen zu Währungen und Maß- bzw. Gewichtseinheiten erleichtern das Textverständnis.

Vorliegender Band wird den Zielsetzungen der Herausgeber als Quellenkunde zur europäischen Spitalgeschichte durchaus in hohem Maße gerecht; die anspruchsvollen Editionen einer großen Anzahl bislang weitgehend unzugänglicher Quellentexte sind von beachtlichem wissenschaftlichen Wert, nicht allein für die europäische Spitalgeschichte, sondern darüber hinaus auch interdisziplinär für unterschiedliche historische Disziplinen wie z.B. Geschichts- und Politikwissenschaft, Kirchen- und Religionsgeschichte, Rechts-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte und nicht zuletzt für die Medizingeschichte. In ganz besonderem Maße ein Gewinn für letztere stellt diese Quellenkunde eine wahre Fundgrube medizinhistorisch interessanter Fakten zur Verfügung, so beispielsweise Berichte über medizinisches Personal und deren Aufgabenbereiche, medizinische Gutachten, Richtlinien zur medizinischen Betreuung der Spitalinsassen, Therapien und Abläufe des medizinischen Spitalalltags.

Die in diesem Band begonnene verdienstvolle Editionsarbeit sollte unbedingt fortgesetzt werden. Wünschenswert wäre neben der Ergänzung um die in der Einleitung (S. 11) bereits als fehlend angemerkten Regionen in diesem Zusammenhang auch eine Einbeziehung der byzantinischen Quellen zum Spitalwesen; deren Vergleich mit den westeuropäischen Quellen würde sicherlich eine Bereicherung darstellen, da das bereits im frühen Mittelalter schon sehr hochentwickelte und zum Teil sogar recht progressive byzantinische Spital- und Krankenhauswesen mit seiner komplexen Hierarchie und Verwaltung sicherlich für manche westeuropäische Einrichtungen Vorbild gewesen sein dürfte. Eine Fortführung der Editionsarbeit könnte sich außerdem auch auf den großen Komplex des Verwaltungsschriftgutes erstrecken, denn dieses beinhaltet, wie in der Einleitung (S. 19) bereits angesprochen, noch eine enorme Fülle bislang unerschlossenen Materials. Die damit zusammenhängende Frage nach möglichen Editionsformen speziell für diesen Quellenbereich sollte dringend weiterverfolgt werden. Ein weiteres Desiderat wäre die Einbeziehung von Quellenmaterial aus einem der ältesten Spitalarchive in Deutschland, dem Heiliggeist-Spital in Lindau am Bodensee; möglicherweise lassen sich hier zahlreiche noch unerforschte Querverbindungen zu anderen Spitalarchiven feststellen. Trotz des in den Editionsprinzipien (S. 28) unter Berufung auf das chronologische Quellenverzeichnis formulierten Verzehrs auf Indizes würde sich zumindest ein Personen- und Ortsregister als hilfreich und wünschenswert erweisen.

Isabel Grimm-Stadelmann, München

Renate Tobies: „Morgen möchte ich wieder 100 herrliche Sachen ausrechnen“. Iris Runge bei Osram und Telefunken. Stuttgart: Franz Steiner 2010, 396 S., 21 Abb., 16 Bildtafeln, ISBN 978-3-515-09638-6, (Boethius. Texte und Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften, Bd. 61) € 72.–

Die Verf. hatte die einzigartige Möglichkeit, anhand eines reichhaltigen Quellenmaterials und ausdauernder eigener Recherchen den Lebensweg einer Mathematikerin fast lückenlos von deren Kindheit im Kaiserreich bis zu ihrer Berufsentscheidung und Berufstätigkeit bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg nachzeichnen zu können. Es ist ihr gelungen, eine der ersten Vertreterinnen der Wirtschaftsmathematik den Lesern sehr anschaulich in vielen Facetten ihrer Herkunft, ihrer familiären Prägung, ihres Ausbildungsumfeldes und ihres Tätigkeitsbereiches vor Augen zu führen. Sie beabsichtigt mit ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Biographie zu zeigen, wie mathematisches Denken im 20. Jahrhundert zunehmend in die elektro- und nachrichtentechnische Industrie Eingang gefunden hat und welche Bedeutung dabei Iris Runge als Brückenbauerin „zwischen Mathematik, Wirtschaft, physikalischen Gebieten und Technik“ (S.15) gehabt hat.

Das Lebensbild ist in fünf Kapitel gegliedert. Zunächst werden die Forschungsfragen formuliert, wie es dazu kam, daß eine Mathematikerin sich für eine Tätigkeit in der Industrie entschieden hat (was damals auch erst für wenige Männer zutraf), wie sich die mathematische Herangehensweise in der Industrieforschung durchgesetzt hat und wie das Forschungsfeld von externen Faktoren und der Weltsicht von Mathematikern mitbeeinflusst worden ist.

Die Untersuchungen zum Ausbildungsgang von Iris Runge stellen einen Beitrag zur Bildungsgeschichte dar, war sie doch eine der wenigen Frauen, die in angewandter Mathematik gut ausgebildet waren. Die Verf. erläutert das anhand des Begriffes „Denkkollektiv“, zu dem Iris Runge durch ihr familiäres Umfeld, - der Vater war Mathematiker -, des Freundes- und Bekanntenkreises und ihrem Schul- und Studienweg gehörte.

Das 2. Kapitel behandelt die prägenden Gruppen für Iris Runge. Es geht um starke Familienverbände, um Mitschülerinnen, um Physiker-Kreise an der Universität, um philosophisch-politische Gruppierungen während der Studienzeit und ersten Tätigkeiten in Schulen und es geht schließlich um die Entscheidung, eine Schullaufbahn zugunsten von Industrieforschung aufzugeben.

Das 3. Kapitel behandelt den Weg von Iris Runge in die Industrie zu Osram und Telefunken. Es geht um Mathematik als Brückenfach, um das Verhältnis von experimenteller zu mathematischer Tätigkeit und um Iris Runges Tätigkeit als „mathematische Beraterin“.

Im 4. Kapitel geht es um Verflechtungen von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft und um Iris Runges Stellung zu zeitgenössischen sozialen und politischen Problemfeldern. Es geht überdies um ihre sozialen und politischen Aktivitäten, es geht 1933 um die Frage ausreisen oder bleiben, um jüdische Freunde, um konkrete Industrie-Tätigkeit bei Osram und Telefunken und um wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen als vielleicht neue Berufsmöglichkeit.

Die Untersuchung endet mit einem zusammenfassenden Kapitel „Berechnen statt Stöpseln“. In ihm wird die Bedeutung des mathematischen Herangehens an technische Probleme dargelegt und welche Bedeutung für den neuen Denkstil gerade Außenseiter – u.a. Iris Runge als Frau – gehabt haben. Dazu werden von der Verf. die Auswirkungen des mathematischen Zugriffs auf vielerlei Probleme kurz und informativ skizziert.

„Iris Runge war ein sehr aktiver Knoten in vielen verschiedenen Netzwerken“ heißt es im Geleitwort (S.7). Sich einen Einblick in das Netzwerk zu verschaffen und der Bedeutung einer der ersten Vertreterinnen angewandter Mathematik in der Industrie nachzugehen, ist ein sehr lohnendes Unterfangen, zumal es durch Renate Tobies so anregend und schnörkellos dargeboten wird.

Marie-Elisabeth Hilger, Hamburg

Eberhard Wolff (Hrsg.): *Lebendige Kraft. Max Bircher-Benner und sein Sanatorium im historischen Kontext.*

Herausgegeben von Eberhard Wolff im Auftrag des Schweizerischen Nationalmuseums. hier + jetzt. Verlag für Kultur und Geschichte, Baden 2010, 198 Seiten. ISBN: 978-3-03919-163-5. € 28,80

Der Naturheilkundler und Schweizer Ernährungsreformer des frühen 20. Jahrhunderts, Maximilian Oskar Bircher-Benner, wird in diesem Sammelband als „historisches Phänomen“ wahrgenommen. Sein Sanatorium „Lebendige Kraft“, eine angesehene, stark frequentierte Privatklinik gut situierter Kranker und Erholungssuchender aus dem In- und Ausland, schrieb viele Jahre lang eine „phänomenale Erfolgsgeschichte“. Wie Eberhard Wolff, Sozialwissenschaftler und Herausgeber des Schriftenbandes „Lebendige Kraft“ es formulierte, gelangte das „Rohkost-Mekka“ auf dem Zürichberg nicht nur zu internationaler Bekanntheit, die dort verabreichte Reformkost und die als „Birchermüsli“ berühmt gewordene „Apfeldiätspeise“ beeinflussten gar die globale Esskultur nachhaltig.

Die wissenschaftlich-historische Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit Bircher-Benners und seinem Werk ist ein Balanceakt. Wie Wolff richtig erkannt hat, ist die Versuchung groß, es bei einer Heroen- und Erfolgsgeschichte zu belassen. Auch eine Fokussierung auf die ernährungswissenschaftliche Reformbewegung oder die frühe Alternativmedizin würde zu kurz greifen. Deshalb hat Wolff, der für den Aufbau des Bircher-Benner-Archivs an der Universität Zürich verantwortlich zeichnet, mit den gerade veröffentlichten elf Beiträgen einen multidisziplinären Ansatz gewählt: Bircher-Benner und seine Wirkung wird aus unterschiedlichen historiografischen Perspektiven und Forschungsrichtungen förmlich eingekreist. Das Spektrum reicht von der Architekturgeschichte des Sanatoriums über dessen Patientenschaft bis hin zur Rezeption der Bircher-Bennerschen Reformideen im Deutschen Reich der 1930er Jahre. Am Ende entsteht ein facettenreiches Bild von der Person und dem Schaffen dieses ideenreichen und in der Ausführung seiner Projekte konsequenten und geradlinigen Arztes - ohne jedoch Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Die in den einzelnen Beiträgen aufgearbeiteten Aspekte führen zwar weit in die jeweiligen Themenbereiche ein, erschöpfen sich aber nicht in abschließenden Statements. Stattdessen werfen sie zusätzliche Fragen auf und laden zur weiteren wissenschaftlichen Beschäftigung und Auseinandersetzung mit der Materie ein.

Interessante Überlegungen, warum und wie das Sanatorium „Lebendige Kraft“ oberhalb von Zürich derartigen Zuspruch fand, stellt Andreas Schwab in seinem Beitrag an. Er identifiziert die Klinik als einen Ort, an dem die „richtige Lebensweise ausgehandelt“ wurde. Hier, wo vielfältige, zum Teil auch gegensätzliche Verhaltensweisen und Werthaltungen der Patienten aufeinander trafen, musste für einen begrenzten Zeitraum ein erstrebenswerter Konsens angeboten werden. Gleichzeitig waren die individuellen Bedürfnisse und Leiden jedes Einzelnen zu berücksichtigen. Dies geschah mittels strenger Kurregeln, der Umsetzung von neuen Erkenntnissen auch im hygienischen und sozialreformerischen Bereich sowie klinischen Einrichtungen auf dem höchsten Stand der zeitgenössischen Technik. Zusammen genommen vermittelte dies den Patienten, wie in anderen ähnlich erfolgreichen Sanatorien (z.B. Monte Verità bei Ascona und Lahmanns Sanatorium „Weißer Hirsch“ in Dresden) auch, das Gefühl, von akuten Krankheitszuständen zu gesunden und prophylaktisch gegen künftige körperliche und seelische Leiden tätig zu sein.

Das Angebot von „Disziplin, Vorbild und Organisation“ in einer eigens konstruierten Umgebung (vgl. den Beitrag zur Architekturgeschichte von Thomas Inglin) wurde, wie der Beitrag von Mariama Kaba in ihrer Untersuchung der Patientenschaft analysiert, überwiegend von ausländischen, vor allem deutschen Bildungsbürgern wahrgenommen. Das Gros davon war weiblich und stammte aus städtischen Gebieten.

Neue Ergebnisse in der historischen Forschung um Bircher-Benner liefern auch jene Beiträge, die die ernährungswissenschaftlichen Reformen in einen größeren historischen Zusammenhang stellen. Marina Lienert zeigt in ihrer Arbeit, dass die Rohkostlehre und ihre Anwendung keine revolutionäre Erfindung des Schweizer Arztes war. Vielmehr erarbeitete sich dieser aus dem bereits bestehenden Angebot von Naturheilverfahren und Reformgedanken ein eigenständiges Konzept, das er ständig weiter entwickelte und in therapeutischen Verfahren anwandte. Seine Persönlichkeit und sein Schaffen gewinnen zusätzlich an Konturen, wo er mit anderen Schweizer Ernährungs- und Lebensstilreformern verglichen wird und sich abgrenzen lässt: Martin R. Schärer stellt ihn dem Unternehmer Julius Maggi und seinem industriell gefertigten Suppenpulver gegenüber. Iris

Blum hat die Gesundheitsstiftung und das theosophisch-religiös inspirierte Konzept des Stickereikaufmanns Ernst-Ulrich Buff in den Blick genommen.

Dass Maximilian Oskar Bircher-Benner mit seinem Konzept nachhaltig nach außen wirkte und als Wegbereiter wahrgenommen wurde, machen die Beiträge zur Rezeptionsgeschichte in Deutschland und Schweden transparent. Hier stellt sich dem Leser allerdings die Frage nach den wissenschaftlichen Entscheidungskriterien für die Wahl dieser beiden Länder und ihrer Rezeptionsgeschichten. Da weder die Autoren noch der Herausgeber diesbezüglich eine Erklärung bieten, entsteht der Eindruck von Beliebigkeit statt systematischer Auswahl.

Abgesehen von derlei Konzeptionsfragen, bietet das Buch „Lebendige Kraft“ eine ansprechende Mischung unterschiedlichster Aspekte zu Leben und Werk des prominenten Naturheilarztes. Die spezifischen Blickwinkel verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen tragen dazu bei, bislang unbekannte Seiten des „Phänomens Bircher-Benner“ zu erhellen.

Uta Kanis-Seyfried, Ravensburg/Ulm